

Karol Sauerland

Georg Forsters Eingriff in die Diskussion um Schillers "Götter Griechenlands"

Studia Germanica Gedanensia 34, 19-27

2016

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Gdańsk 2016, Nr. 34

Karol Sauerland

Akademia Pomorska w Słupsku/ Uniwersytet Warszawski
Pommersche Akademie Słupsk/ Universität Warschau

Georg Forsters Eingriff in die Diskussion um Schillers *Götter Griechenlands*

Participation of Georg Forster in the discussion about “The Gods of Greece” of Schiller. The article shows how important the knowledge of ancient times was even for connoisseurs of natural history. Without such knowledge the young Georg Forster would probably not have obtained a professorship in Kassel. The author of the article also tries to present that it was possible to use the knowledge of Antiquity to question Christianity and the dispute on “The Gods of Greece” of Schiller is a proof of it. Foster was also among those who took part in that dispute.

Keywords: Christianity – antiquity – G. Forster – F. Schiller – F.L. von Stolberg – Novalis

Der Autor zeigt einerseits, welche große Bedeutung die Kenntnis der Antike selbst für Kenner der Naturkunde hatte. Ohne eine solche wäre der junge Georg Forster wahrscheinlich nicht Professor in Kassel geworden. Andererseits konnte mittels der Antike das Christentum in Frage gestellt werden, wie die Diskussion über Schillers „Die Götter Griechenlands“ zeigen, an der auch Forster teilnahm.

Schlüsselwörter: Christentum – Antike – G. Forster – F. Schiller – F.L. von Stolberg – Novalis

Als sich der dreiundzwanzigjährige Georg Forster in der zweiten Novemberhälfte 1778 nach Deutschland begab, um für seinen Vater Johann Reinhold Forster eine Professorenstelle zu suchen, wunderte er sich, dass man ihn bereits als Autor der „Reise um die Welt“, die er gerade aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt oder besser verdeutscht hatte, erwartete. Er war seit seinem elften Lebensjahr nicht mehr in Deutschland gewesen. Sein Vater hatte ihn 1765 zu einer großen Reise nach Russland mitgenommen. Danach siedelte die Familie nach England über. Sein Vater ließ sich von Cook zu dessen zweiter Südseereise anheuern. Seinen Sohn nahm er wiederum mit. Drei Jahre lang, von 1772 bis 1775, umsegelten sie die Südsee. Georg Forster beteiligte sich hierbei aktiv an der Beobachtung der Inselbewohner, sammelte Pflanzen und zeichnete die Natur ab. Seine Bilder sind in ihrer Ausfertigung noch heute beeindruckend. Sie wirken zum Teil wie Kunstwerke.

In Düsseldorf traf Georg Forster mit Friedrich Heinrich Jacobi zusammen, der ihn sofort zu sich nach Hause einlud und ihn mit anderen Persönlichkeiten der Umgebung bekannt

machte. Als sich Forster in den letzten Novembertagen zur Weiterreise nach Kassel aufmachte, gab ihm Jacobi eine Reihe von Empfehlungsschreiben mit, u.a. an Wieland, Herder und Goethe, von denen er allerdings vorerst keinen Gebrauch machte. In Kassel angekommen, wurde er sehr schnell zum Mitglied der von Winkelmann angeregten und schließlich vom Landgrafen Friedrich II. 1772 gegründeten Gesellschaft für Altertümer (*Société des Antiquités*) ernannt. Die Mitgliedschaft verpflichtete, weswegen er in Kassel blieb und für die nächste Sitzung eine kleine Antrittsrede vorbereitete, die mit Beifall aufgenommen wurde. Er hatte die Kultur der Südseevölker mit der der frühgriechischen Zeit, die Haitianer mit den Trojanern verglichen. Martin Ernst von Schlieffen, den Forster bereits in England kennen gelernt hatte, fragte ihn – in der Funktion eines Staatsministers – einen Tag nach dem Vortrag, ob er bereit sei, eine Professur für Naturkunde zu übernehmen.¹ Er müsse sich allerdings schnell entscheiden. Forster wunderte sich, dass er als Naturwissenschaftler aufgrund einer Rede über Altertümer und eines Vergleichs mit der Antike, mit der er sich nie näher befasst hatte, eine Professur angeboten bekam. Jeder Gebildete musste sich offensichtlich auch als Kenner des Altertums ausweisen.

Es handelte sich hier um ein allgemeineuropäisches Phänomen, wobei sich die Deutschen immer mehr mit dem Griechischen zu identifizieren begannen. Das Signal hierzu hatte Winkelmann mit seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) gegeben. Danach folgte Lessing mit seinem „Laokoon“ (1766) und den „Briefen, antiquarischen Inhalts“ (1768/69). In den „Briefen“ greift er den Altertumsforscher Christian Adolf Klotz an, der bereits mit 29 Jahren eine Professur in Halle erlangt und sich als Kenner des Altertums in gut lesbaren deutschen Schriften hervorzutun begonnen hatte. Lessing sah in ihm eindeutig einen Konkurrenten auf dem „antiquarischen Feld“, das er zu erobern gedachte. Klotz hatte 1766 das Buch „Ueber das Studium des Alterthums“, 1767 den „Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst der Münzen“ und 1768 „Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“ herausgegeben. In der letzteren Schrift hatte er auf einen „unverzeihlichen Fehler“ im „Laokoon“, den er insgesamt positiv bewertete, verwiesen. Lessing nahm dies zum Anlass einer heftigen Polemik. Er bekenne sich gern zu Fehlern, erklärte er im ersten „Brief, antiquarischen Inhalts“, aber diese müssen verzeihlich sein, denn sonst würde es sich nicht um Fehler handeln, sondern um etwas, bei dem der Rezensent sich nicht enthalten kann, „die Zähne zu fletschen“.² Noch dazu handle es sich gar nicht um einen Fehler, und Klotzens Werk sei selber voller Fehler und Missverständnisse.

In den Angriffen gegen Klotz ging es um recht spezielle Fragen: Was die Bilder auf den geschnittenen Schmucksteinen darstellen könnten? Woher die Künstler die Themen genommen haben: von Homer oder von anderen Dichtern? Ob nur auf Gemmen und Münzen Furien abgebildet werden oder auch auf Malereien? Ob es sich bei den Abbildungen tatsächlich um Furien handelt? Es ist erstaunlich, dass der Streit größtes Interesse erwecken konnte. Es war so, als würden sich alle in der antiken Gemmenkunst auskennen.

¹ Siehe Klaus Harpprecht, Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 207.

² Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe in zwölf Bänden, hrsg. von W. Berner, Bd. 5/2, Werke 1766-1769, Frankfurt a. Main 1990, S. 356.

Auch Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ war gegen Klotz gerichtet. Sie wurde nicht so schnell vergessen wie die „Briefe“. Die Langzeitwirkung der Abhandlung beruhte vor allem darauf, dass sie deutlich den Unterschied zwischen christlicher und antiker Todesauffassung erkennen ließ. Goethe sprach diese Wirkung in „Dichtung und Wahrheit“ in klaren Worten aus:

(...) wir hielten uns von allen Übeln erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Übel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte. Am meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlags anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.³

Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der Lessingschen Abhandlung, 1788, artikulierte Schiller diesen Unterschied zwischen Antike und Christentum in künstlerischer Form:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.⁴

Schiller hatte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1787 – wahrscheinlich unter dem Einfluss von Wieland und Herder, die er um diese Zeit in Weimar kennenlernte – mit der griechischen Antike zu beschäftigen begonnen. Ein Jahr später las er an den Winterabenden den beiden Schwestern Charlotte und Caroline von Lengefeld die „Odyssee“ in der Übersetzung von Voss aus dem Jahre 1781 vor. Am 20. August 1788 schrieb er seinem Freund Theodor Körner:

Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voßens Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es weht ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Uebersetzers für kein Original, wär es noch so schön, missen möchte. Die Iliade lese ich in einer prosaischen Uebersetzung.⁵

³ Johann Wolfgang von Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hrsg. von E. Trunz, Bd. 9: Autobiographische Schriften I, 14. Aufl., München 2002, S. 316 f.

⁴ Der Teutsche Merkur, März 1788, S. 256.

⁵ <http://www.friedrich-schiller-archiv.de/briefe-schillers/briefwechsel-mit-gottfried-koerner/schiller-an-gottfried-koerner-20-august-1788> [Zugriff 31.1.2016].

Und er fährt fort:

In den nächsten 2 Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine moderne Schriftsteller mehr. [...] die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfündigkeit, Künstlichkeit und Witzeley sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, – vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studieren – und dann – wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend Griechische Sprache zu studieren.⁶

Zum Erlernen des Griechischen fand er jedoch nie die rechte Zeit. Als er in Gesellschaft von Goethe und Wilhelm von Humboldt erleben musste, wie diese ohne Mühe über altgriechische Originale diskutierten, muss er recht deprimiert gewesen sein. Am 9. November 1795 schrieb er Humboldt, er habe sich mit Goethe in letzter Zeit „viel über Griechische Litteratur und Kunst“ unterhalten und habe sich „bey dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen“, was ihm „längst schon im Sinne“ gelegen habe, „nehmlich das Griechische zu treiben“. Er, Humboldt, möge, da er mit dem Griechischen so vertraut sei und ihn so gut kenne, ihm raten, wie er – gleichsam zu später Stunde – vorgehen soll. Er habe nur noch einige Wörter aus früherem Unterricht behalten. Am liebsten würde er sich „den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden“.⁷ Allerdings habe er nur wenig Zeit. Zu einem Griechischstudium kam es jedoch nicht, es blieb bei einer intensiven Lektüre griechischer Literatur in deutschen, französischen und auch lateinischen Übersetzungen.

Das erste Werk, das aus der Griechisch-Begeisterung hervorging, waren die „Götter Griechenlands“. Schiller hatte sie Anfang 1788 verfasst. Kurz darauf erschienen sie in Wielands Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“. Es ist eine Klage über die Entleerung der Natur. Als die Götter „die schöne Welt“ noch regierten, gab es noch Glück und Freude; doch jetzt, „wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht“,⁸ herrsche nur noch der Verstand. Aus den vielen Göttern wurde nur einer:

Alle jene Blüten sind gefallen
 Von des Nordes winterlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
 Mußte diese Götterwelt vergehn.⁹

Das lyrische Ich kann dies nicht verschmerzen:

Schöne Welt, wo bist du? – Kehre wieder,
 holdes Blütenalter der Natur!

Doch es bleibt nur die Sehnsucht danach, die wenigstens in der Poesie ihren Ausdruck finden kann:

⁶ Ebd.

⁷ Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt, Berlin 1964, Bd. 1, S. 217.

⁸ Der Teutsche Merkur, März 1788, S. 251.

⁹ Ebd., S. 257. Für Manfred Frank handelt es sich eindeutig um Christus (Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie, Frankfurt a. Main 1982, S. 263).

Ach! nur in dem Feenland der Lieder
lebt noch deine goldne Spur.¹⁰

Schließlich lesen wir in der vorletzten Strophe, dass der Mensch dem einen Gott „nur der Würmer Erster und Edelster“ sei, ganz im Gegensatz zu den alten Zeiten, als die „Götter menschlicher“ und die „Menschen göttlicher“ waren.¹¹

Das Gedicht erregte die Gemüter, es wurde sofort als ein Angriff auf das Christentum verstanden. Im August 1788 veröffentlichte Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819) in Heinrich Christian Boies „Deutschem Museum“ seine „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: *Die Götter Griechenlands*“. Es gehe nicht an, dass man die Poesie für einen Angriff gegen das Christentum missbrauche. Er erkenne die Poesie als phantasiespendend an, aber sie dürfe nicht die Wahrheit verletzen, die in diesem Falle darauf beruhe, dass erst Gott, der christliche, zu allgemeiner Menschenliebe aufrief, während die antiken Götter eher den Lastern frönten. In jener Zeit habe „jeder Lasterhafte einen Gott, oder eine Göttin“ gefunden, „gegen welche er unschuldig scheinen, oder mit deren Beispiel wenigstens seine Frevel beschönigen konnte“. ¹² Das sagte ein Verehrer und Übersetzer der „Ilias“, die seit 1778 im Druck vorlag.

Stolberg fand Schillers Gedicht so blasphemisch, dass er bekannte: „Ich mögte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als nur ein solches Lied gemacht zu haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöge“. ¹³ Als Schiller starb, schrieb Stolberg kurz danach am 20.5.1805 seiner Schwägerin Luise Stolberg:

Schiller ist also tot. Gott habe ihn selig. Für die Philosophie, Religion und den Geschmack des Wahren ist sein Tod Gewinn. Er hatte Talent zum glänzenden Falschen, nicht genug fürs Wahre.¹⁴

Stolbergs Artikel fand sowohl Akzeptanz als auch harte Kritik. Schiller selber war nicht bereit, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Die härteste Entgegnung gegen Stolbergs Angriff stammt von Georg Forster.¹⁵ Ihn irritierte es, „daß jemand das Gewicht seines Namens zu einem Machtspruch mißbrauchen wollte“, ¹⁶ wie er am 1. November 1789 an Jacobi schrieb. Stolberg war damals ein geachteter Dichter des Sturm und Drang. Forster verlangte im Namen des Rechts auf *Selbstbestimmung*, die er mit der „moralische[n] Freyheit“ gleichsetzt, das Recht auf freie Meinungsäußerung. Es wäre nichts gegen Stolbergs

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd., S. 259.

¹² Oscar Fambach, Schiller und sein Kreis, Berlin 1957 (= Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik. Bd. 2, 1750-1850), S. 45.

¹³ Ebd., S. 47.

¹⁴ Zit. nach Hans D. Zimmermann, „Die Götter Griechenlands“. Zu Friedrich Schiller und Friedrich Hölderlin, in: Paolo Chiarini, Walter Hinderer (Hrsg.), Schiller und die Antike, Würzburg 2008, S. 75.

¹⁵ Mit diesem Essay, der den Titel „Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller, über Schillers Götter Griechenlands“ trug, nahm Forster zum ersten Mal zu einem Problem der deutschen Dichtung Stellung (siehe hierzu: Ludwig Uhlig, Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers, Göttingen 2014, S. 234).

¹⁶ Oscar Fambach, Schiller und sein Kreis, a.a.O., S. 69. Gehard Steiner vermutet, dass Forster seinen Artikel auch als eine indirekte Kritik an Wöllners Religionseifer in Preußen formuliert habe (siehe Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 7: Kleine Schriften zu Kunst und Literatur. Sakontala. Bearb. von Gehard Steiner, Berlin 1963, S. 442).

Kritik zu sagen, meint Forster, wenn er nur im eigenen Namen gesprochen hätte. Doch er habe seine Meinung „nachdrücklicher als mit Gründen“ verfochten, weswegen ihn Forster einen „Störer der öffentlichen Ruhe“ nennt. Er wende mit anderen Worten indirekt Gewalt an. Aber Wahrheit lasse sich nicht erzwingen, erklärt Forster, sie könne einzig von anderen auf dem Wege der Überzeugung geteilt werden.

Forster analysierte Stolbergs Vorgehensweise recht genau. Dieser hege den Verdacht, dass Schiller „im Herzen ein Heide“ sei, „der nur die Gelegenheit sucht, den ganzen Olymp wieder in Besitz seiner ehemaligen Würden zu setzen [...]“, weswegen er dessen Bild von den Griechen so male, dass der Leser am Ende die „*freywillige Überzeugung*“ haben müsse, ihm seine Argumente gegen Schiller abzunehmen. Zu diesem Zwecke stelle Stolberg die „Moralität der griechischen Götter“ in Frage.¹⁷ Forster entgegnete dem, man nehme an, dass die griechischen Götter tatsächlich so waren, wie es Stolberg schildere. Aber könne man daraus auf die Menschen, die Griechen, schließen, dass auch sie so unmoralisch waren? Stolberg erkenne nicht, dass „die Begriffe, aus welchen man die Gottheit construiert, vom Menschen abgezogen sind [...]“.¹⁸ Das ist eine Ansicht, die wir eher einem Ludwig Feuerbach zugeschrieben hätten. Forster fährt fort, dass „überall die anthropomorphistische Vorstellung der Gottheit, durch Raum und Zeit begränzt, keine andere Definition giebt, als diese, eines nach Umständen und mit Leidenschaft handelnden Wesens“.¹⁹ Er fügt darüber hinaus das Argument hinzu, dass keine Gesellschaft auch nur einen Augenblick bestehen könne, wenn sie nicht klare Begriffe von Tugend und Verbrechen formuliere, die sich in bestimmten Punkten von den unseren unterscheiden werden.

Forster wirft Stolberg in der Folge vor, sich zu „einer Partey“ zu bekennen, „deren Meynungen die herrschenden sind“, was insofern nicht zu akzeptieren sei, als „*Meynungen* nie herrschen sollten“. In einer solchen Situation sollte man sorgfältigst den Verdacht vermeiden, als wollte man „mit der überlegenen Macht“ seines „Haufens drein schlagen, und wo es Vernunftgründe gilt, die Keule der Unfehlbarkeit schwingen“.²⁰ Forster verlangt mit anderen Worten Bedachtsamkeit in der öffentlichen Debatte, stetes Verbleiben im Argumentativen.

Er kommt verständlicherweise nicht umhin, sich jener Stelle anzunehmen, die Stolberg als Satire abqualifizierte. Forster zitiert nur drei Zeilen:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irrd'schen Sohn,
herrscht ein Andrer in des Äthers Reichen [...]

die weiteren, die Stolberg anführt, lässt er weg:

Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur – sein eignes Bild.²¹

¹⁷ Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 7, S. 5.

¹⁸ Ebd., S. 5f.

¹⁹ Ebd., S. 6.

²⁰ Ebd., S. 9.

²¹ Der Teutsche Merkur, März 1788, S. 253.

Forster fragt, wie könne sich Stolberg

nur einen Augenblick träumen [...] lassen, daß sie auf einen wirklich existirenden, geoffenbarten Gott giengen, dessen Sohn auf Erden gewandelt hat, und dessen ganze Familie weltbekannt ist,²²

wo Schiller doch von seinen Göttern gerühmt habe:

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
hielt der Enkel einer Sterblichen

(Enkel einer Sterblichen umschreibt hier den Umstand, dass die drei Richter der Unterwelt, Minos, Aeakos, Rhadamantys, der Verbindung von Göttern und Menschen entstammten).

um den Vorzug dieses Anthropomorphismus vor einem metaphysischen Hirngespinnste zu behaupten, also keineswegs, um einen andern anthropomorphistischen Lehrbegriff zu bestreiten.²³

Hier bringt Forster etwas in die Debatte, worauf sich kaum jemand hat einlassen wollen. Wenn man behauptet, Gott sei ein anthropomorphes und kein abstraktes, aus einem philosophischen Geist geformtes Gebilde, so werde man ihm gerechter, meint Forster. Deswegen kann er auch Stolberg entgegenrufen: „Haben Sie es vergessen, daß unser Weltrichter um einen Grad näher mit dem Menschengeschlechte verwandt ist?“. Und gerade Schiller sei der Mann gewesen, „der das Gefühl, und nicht die kalte Vernunft zur Quelle der Gottesverehrung erhebt“, weswegen man ihn nicht einen „Lästerer“ nennen dürfe.²⁴ Forsters Worte enthalten bereits das, was ein Jahrzehnt später Novalis ins Spiel bringt und Schleiermacher förmlich predigt.

Forster gibt aber kurz darauf zu, dass die gegenwärtige Zeit einen Sinn für einen „metaphysischen Gott“ habe. Ein Grieche, würde er heute erwachen, würde klagen, dass er seine Götter nicht mehr fände. Und es sei eben das „hohe Vorrecht des Dichters, mit jeder Seele sich indentificiren zu können“. Schillers Gedicht vermittele damit eine „relative Wahrheit“.

Ohne Mühe kann Forster am Ende auch jene Stelle, die Stolberg so grässlich fand, verteidigen:

Da die Götter menschlicher noch waren,
waren Menschen göttlicher.

Sie entspreche ganz dem Anthromorphismus, und vor allem würde der „Begriff des *Seyns*“ für uns leer bleiben, „solange wir nichts *relatives* hineinlegen; obschon das *Seyn* alles erschöpft“. Gott mit Attributen werde einfach menschlicher.²⁵

Forster endet mit der Bitte: „Setzen Sie Ihren Lehrbegriff in das helle Licht, welches jetzt die Götter Griechenlands in Schillers Liede umfließt; bieten Sie alle Kräfte auf zu einem unsterblichen Gesange, der Ihres Gegners Talente verdunkelt, und seinen Zauber auflöst. Den Beystand der neun Schwestern dürfen Sie zwar nicht dazu erflehen; allein, wer weiß, ob nicht eine, uns unbekante Muse auch in Ihrem Himmel wohnt? – – –“.²⁶

²² Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 7, Berlin 1963, S. 9f.

²³ Ebd., S. 10.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd., S. 13.

²⁶ Ebd., S. 14.

Es ist offenbar wohlwollend ironisch gemeint.

Forster wollte seine Entgegnung anonym in Johann Erich Biesters „Berlinischer Monatschrift“ veröffentlichen. Dieser beharrte jedoch darauf, der Entgegnung ein Vorwort voranzuschicken, über deren Inhalt wir nichts wissen. Forster protestierte und beharrte noch dazu auf Anonymität. Ich nehme an, auch er spürte, dass er sich damit in eine unangenehme Debatte einlassen würde. Insgeheim wird er gehofft haben, dass eine anonyme Veröffentlichung nicht so hart angegriffen werde. Dadurch, dass Forsters Entgegnung erst im Mai 1789 in Archenholtz' Zeitschrift „Neue Litteratur- und Völkerkunde“ erschien – inzwischen hatten sich Karl Ludwig Knebel im April 1788 anonym im „Teutschen Merkur“ mit dem Artikel „Über den Polytheismus“ und Schillers Freund Gottfried Körner im März 1789 in der „Thalia“ mit der Erörterung „Über die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes“ zu Worte gemeldet und versucht, die Aufmerksamkeit auf den ästhetischen Aspekt des Werkes zu lenken –,²⁷ war das Interesse am Schillerschen Gedicht offensichtlich fürs erste erlahmt.

Indirekt antwortete Novalis in den „Hymnen an die Nacht“ auf Schillers Gedicht. Ursprünglich wollte er es gegen Stolbergs Angriff verteidigen, aber er muss zu der Überzeugung gelangt sein, dass man die antike und christliche Welt einander nicht so direkt gegenüberstellen dürfe. In der fünften Hymne nimmt er das Bild der verschwindenden Götterwelt und des kalten Nordens auf:

Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge – Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die dürre Zahl und das strenge Maß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermessliche Blüte des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glauben, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimat verflog in den Äther.²⁸

Doch dann erschien „mit niegesehenem Angesicht die neue Welt – In der Armuth dichterischer Hütte –“. Es war der „Sohn der ersten Jungfrau und Mutter“. Eine „neue Zeit“ brach an.

*

Georg Forsters kritischer Beitrag spielte leider in der um 1800 geführten Debatte um „Die Götter Griechenlands“ kaum noch eine Rolle. Nur wenige hatten erfahren, wer der Autor des Fragments war. Hinzu kam, dass diejenigen, die den Namen des Autors – aus zweiter Hand – erfahren hatten, zumeist nicht den Mut hatten, ihn zu nennen. Sie fürchteten, dadurch als Anhänger der Französischen Revolution angesehen zu werden. Drei Jahrzehnte später wusste niemand mehr, wer der Autor war. Als Therese Huber in der von ihr 1829 zum Druck vorbereiteten Forster-Briefedition nachweisen wollte, wo der Beitrag ihres ersten Mannes zur Debatte über „Die Götter Griechenlandes“ erschienen war, vermochte sie dies nicht zu ermitteln. Erst 1863 entdeckte Albert Leitzmann in Archenholtz' Zeitschrift „Neue Litteratur- und Völkerkunde“ das „Fragment“ und konnte zugleich den Nachweis erbringen, dass Georg Forster der Autor war. Leitzmann erkannte auch die politische Aktualität des „Fragments“.

²⁷ Auf diese Spur hatte ihn Schiller selber geführt (siehe dessen Brief vom 25.12.1788 an Körner).

²⁸ Novalis, Werke in einem Band, Berlin/Weimar 1984, S. 9.

Heute versucht die Forschung zu erhellen, in welchem Ausmaß Wilhelm von Humboldt in seinen Überlegungen zur erwünschten bzw. unerwünschten Rolle des Staats von Forster beeinflusst worden ist. Dieser hatte im „Fragment“ erklärt, es sei „eine ganz irrige Voraussetzung, daß die Gesetzgebung eines Staates“ die „Glückseligkeit und Moralität“ des Individuums bewirken könne.²⁹ Und nach einem längeren Zitat aus Jacobis Schrift „Etwas, was Lessing gesagt hat“ kam er zu dem Schluss: „In der Tat, so wenig, wie ein Mensch dem anderen den Auftrag geben kann, statt seiner zu empfinden und zu denken, so wenig kann der Bürger die gesetzgebende Macht bevollmächtigt haben, ihn glücklich zu machen, wozu er eigener Gefühle und Einsichten bedarf“.³⁰ Diese Ausführungen haben höchstwahrscheinlich Humboldt in seiner 1792 verfassten Abhandlung „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ zu dem Satz veranlasst: „Der wahre Zweck des Menschen [...] ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“.³¹ Und zu dieser Bildung sei „Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung“.³² Dazu sei Mannigfaltigkeit vonnöten, die verloren gehe, wenn sich der Staat einmische. Um die Garantie einer solchen Mannigfaltigkeit war es Forster in seiner Polemik gegen Stolberg gegangen, weswegen er einleitend betont, dass er nichts gegen dessen religiöse Überzeugungen einwenden wolle, nur dürften sie nicht für Herrschaftszwecke verwendet werden. Der politische Aspekt der Auseinandersetzung um „Die Götter Griechenlands“ war ihm eindeutig wichtiger als der ästhetische, der in der Folge jedoch der dominante wurde. Immerhin verwies Hegel in seiner „Ästhetik“ auch auf den religiösen. Das „Schillersche berühmte Wort: Da die Götter menschlicher noch waren,/ Waren Menschen göttlicher“ war für ihn „durchweg falsch“. An dessen Stelle müsse man „die spätere Änderung des Schlusses“ setzen, „in der es von den griechischen Göttern heißt: Aus der Zeitflut weggerissen,/ schweben sie gerettet auf des Pindus Höhn,/ Was unsterblich im Gesang soll leben,/ Muß im Leben untergehn“.³³ Es bleibt damit am Ende beim Lob des Ästhetischen.

²⁹ Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 7, S. 2.

³⁰ Ebd., S. 3.

³¹ Wilhelm von Humboldts Werke. Bd. 1, hrsg. von Albert Leitzmann, Berlin 1903, S. 106.

³² Ebd.

³³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Ästhetik, hrsg. von Friedrich Bassenge. Bd. 1, Berlin/Weimar 1965, S. 489.